Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

124 (1.6.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 22

Visual Library

tafeln des Verstorbenen, auf denen die Daten und besonders Rang und Stand des Toten verzeichnet stehen. Ihnen folgen eine oder mehrere Sänften mit Blumen, die auf das Grab gepflanzt werden.

Dann kommt unmittelbar vor dem Sarg die Trauermusik und hinter diesem schreiten paarweise, je nach dem Grad der Verwandtschaft, die Verwandten. Am Grab wird der Sarg durch Räucherstäbchen und Feuerwerkskörper noch einmal von etwaigen bösen Geistern gereinigt und dann in das pyramidenförmig gemauerte Gewölbe hineingeschoben, das mit einem sorgfältig gemeißelten Stein verschlossen wird, auf dem ein kurzer Lebenslauf des Verstorbenen in blau gemalten oder vergoldeten Buchstaben eingegraben ist. Nach dem Begräbnis wird eine große Feierlichkeit abgehalten, bei welcher die Teilnehmer alles tun, was in ihren Kräften steht, um den Verstorbenen durch reichliches Essen und Trinken zu ehren.

Am allgemeinen Totenfeste, welches etwa dem in katholischen Ländern bekannten Allerseelen entspricht, wallen Familienmitglieder und Freunde des Verstorbenen zu seinem Grabe, um auf dasselbe kleine Fähnchen zu stecken, auf denen Sinnsprüche aus den Büchern der chinesischen Weisen gedruckt sind. Je mehr solcher Fähnchen auf einem Grabe stecken, desto mehr Ehre wird dem Verstorbenen erwiesen. Die sonst nicht übermäßig nach der Gefühlsseite hin veranlagten Chinesen haben für Verstorbene eine große Liebe übrig, und Gräber, die nach der Größe der sie umgebenden Cypressen mindestens zwanzig und dreißig Jahre alt sind, zeigen oft hunderte von Fähnchen aller Farben, die zwischen den sorgfältig gepflanzten Blumen und Sträuchern anmutig im Winde flattern und dem Kirchhofe das Ansehen eines zu Freude und Frohsinn geschmückten Gartens geben. E. Y.

Liebe und Tod in Malta.

(Nachdruck verboten.)

Die Bevölkerung der unter englischer Oberherrschaft stehenden Insel Malta befindet sich während eines großen Teiles des Jahres in Feststimmung. Der bei den Maltesen stark ausgeprägte Hang zu grotesken Zeremonien sucht seine Befriedigung besonders auch bei Hochzeiten und Beerdigungen. Zwar ist bei den Heiraten das schmutzigste Geldinteresse meist mehr ausschlaggebend als die Liebe, so wie fast überall. Um so mehr werden dabei Zeremonien veranstaltet, welche die Liebe der Brautleute versinnbildlichen sollen. Wenn die alten Hochzeitsgebräuche an Farbe und Originalität auch viel verloren haben, so gibt es bei einer maltesischen Hochzeit doch noch genug des Interessanten. Zunächst schickt der Bräutigam der Braut eine mit Guirlanden geschmückte Schüssel Fische, deren schönster einen goldenen Ring im Maule hält. Alsdann wird der Tag der ersten Zusammenkunft vereinbart, von den Eltern die Mitgift festgestellt, und der Heiratskontrakt abgeschlossen. An diesem Tag werden die eingeladenen Verwandten mit Erfrischungen regaliert. Einige Zeit vor dem Augenblick der ersten Zusammenkunft begeben sich die Mütter der beiden Verlobten in ein abgelegenes Zimmer, um eine Salbe von Anis, aromatischen Kräutern, Salz und Honig zu bereiten. Mit dieser Mischung werden die Lippen der Braut eingerieben, damit ihre Küsse süß und ihre Worte klug seien. Hierauf wird sie in den Saal geführt, wo der Verlobte ihrer harrt. Dieser beschenkt sie mit einem Ringe, auf dem zwei verschlungene Hände graviert sind mit Armbändern und Halskette, während sie dafür ein Spitzentaschentuch gibt.

Am Hochzeitstag wird der mit einem Samtkleid geschmückten Braut von einem Verwandten des Bräutigams ein weißer Schleier auf dem Kopf befestigt. Auf dem Weg zur Kirche werden an Verwandte und gute Bekannte gezuckerte Früchte verteilt, was die Beschenkten damit erwidern, daß sie auf dem ganzen Wege wohlriechendes Räucherwerk verbrennen. Die Trauung, welche nicht weniger als vier Stunden dauert, wird dem amtierenden Pfaffen (die Maltesen sind Katholiken der bigottesten Art) außer einem sehr ansehnlichen Geldgeschenk mit zwei Flaschen Wein und einem Taschentuch honoriert. Auf der Rückkehr ins Haus werden dem jungen Paar Korn und kleine Geldmünzen als Symbol des zu erwartenden Reichtums auf den Weg gestreut. In der Nähe des Hauses beginnt plötzlich ein ganz seltsames Schauspiel. Braut und Bräutigam suchen nämlich unter Aufbietung aller Kräfte zuerst den Eingang in den Hausgang zu gewinnen, was sich natürlich zu einem regelrechten Wettlauf zwischen den beiden entwickelt. Erreicht die Frau zuerst die Haustüre, so gilt der Mann von vornherein als Pantoffelheld. Zum Hochzeitsmale bringt jeder Gast als Geschenk ein Huhn mit. Die junge Frau darf am Mahle selbst nicht teilnehmen, sondern es wird ihr das Essen hinter einem Vorhang in der Ecke des Saales serviert. Nach der Hochzeit bleibt sie noch acht Tage im Hause der Eltern und wird erst dann mit großem Pomp in die neue Heimat, in das Haus ihres Mannes geführt.

Noch bizarrer sind die Zeremonien, welche zu Ehren eines Toten veranstaltet werden. Beim Tode eines Maltesen werden zwei Trauerweiber, sogenannte „Nevichas", gemietet, die eine recht sonderbare Tätigkeit entfalten. Sie gehen unter dem Gesang von Klageliedern durch alle Zimmer der Wohnung, kehren die Blumentöpfe auf den Fenstern um, und zerschlagen allen Zierrat in dem Hause. Die Stücke davon werfen sie in einen Topf kochenden Wassers, fügen Ofenruß und Asche dazu und bestreichen unter lauten Seufzern sämtliche Türen des Hauses. Den Pferden werden Mähne und Schwanz abgeschnitten und an die Verwandten gekochter Reis ausgeteilt. Dem Toten wird ein mit Orangen und Lorbeeren ausgestopftes Kopfkissen unterlegt. Wenn die zwei Trauerweiber den Leichnam in die von allen Möbeln entblößte, schwarz ausgeschlagene Totenkammer gebracht haben, so umstehen die weiblichen Verwandten, in schwarzseidene Röcke und Schleier gekleidet, den Sarg, hinter ihnen die weiblichen Bekannten des Hauses. Die ersteren singen, vor dem Sarg knieend, improvisierte Loblieder zu Ehren des Verstorbenen. Die Maltesen sind überhaupt im Improvisieren sehr stark und haben diese Eigenschaft mit den Arabern gemein, von denen sie wahrscheinlich abstammen. Am Ende eines jeden Verses schlagen sich die Frauen vor die Brust und schneiden sich Haare ab, die sie über den Sarg streuen.

Nach der Beerdigung wird über dem Grab ein kostbarer Teppich ausgebreitet, der 8 Tage liegen bleibt. Während drei Tagen wird im Hause des Verstorbenen kein Feuer in der Küche angezündet. Dafür schickt der intimste Freund des Verstorbenen den Hinterbliebenen ein Mahl, das sie, auf der Erde sitzend, einnehmen müssen. Die Frauen der Familie des Toten bleiben acht Tage eingeschlossen, die Männer nur zwei Tage. Indes hat die Neuzeit in diese rigorosen Zeremonien zu Ehren eines Toten auch schon ihre Milderungen und ihren Humor gebracht. So ist es z. B. jetzt durchweg Sitte, daß sich die Frauen vor dem Sarg die Haare aus einem eigens dazu angehängten falschen Zopf schneiden, was man ihnen schließlich auch nicht übel nehmen kann. E. R—y.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Krieg den Mücken. Wir wissen, daß die Mücken, namentlich die Mosquitos, in vielen Gegenden eine große Gefahr für die Gesundheit der Menschen bedeuten, weil durch sie die Malariaerreger auf den Menschen übertragen werden. Von einem energischen Kampf gegen sie berichtet Prof. Galli in seinem Römischen Briefe der Münch. Medizin. Wochenschrift. An die verdienten Jünger Aeskulaps, die in kleinen Zentren ihre Praxis ausüben, wendet sich nämlich ein Appell des Professors Santori, der im Begriff steht, einen neuen merkwürdigen Feldzug gegen die Mücken, als Träger und Verbreiter vieler Krankheiten, ins Leben zu rufen. Der Arzt kann viel dazu beitragen, diese Verbreitungsart der Infektionen einzuschränken. Eine Bedingung hierfür ist daß die Versuche zur Zerstörung von zahlreichen Personen gleichzeitig ins Werk gesetzt werden und daß die Autoritäten sie nach Kräften unterstützen. Der Arzt soll diese letzteren dazu antreiben, daß sie sich an der Champagne beteiligen, er soll die Aufmerksamkeit des Publikums darauf lenken durch Konferenzen, Artikeln in den Tageszeitungen 2c. Auch die Ansichtskarte könnte zu Hilfe genommen werden, denn man könnte durch Abbildungen sehr überzeugend und klar das Hin und Her der Mücken vom Abort und Kehrichthaufen zur Küche 2c. vor Augen führen. Der erste Schritt in diesem merkwürdigen Kampf wird in Fiumicino, einem kleinen Ort am Meeresufer in der Nähe Roms, geschehen. Die Hauptaufgabe ist: 1. die Plätze und die Zeit ausfindig zu machen, in der die Mücken ihre Eier niederlegen, sowie die Zeit, zu welcher diesen Eiern die Larven und dann das ausgebildete Insekt entschlüpfen; 2. die geeignete Methode und das Material zu bestimmen, mit denen die Eier, die Larven und die Mücken selbst zerstört werden können. — Es ist jedenfalls interessant zu sehen, zu welchen Resultaten dieser ein wenig komisch anmutende, aber darum nicht weniger nützliche Feldzug führen wird.

Auch für Karlsruhe ist der Vorschlag des italienischen Professors wohl zu beherzigen.

Naturwissenschaftliches.

Die Elektrisierung der Luft kann man, seitdem die Herren Professoren Elster und Geitel Apparate dafür konstruiert haben, unschwer messen und zahlenmäßig feststellen. Das hat auch Victor Conrad bei den fortlaufenden Beobachtungen der Elektrizitätszerstreuung der Luft getan und die erhaltenen Ergebnisse in Tabellenform so eingeordnet, daß er durch Rechnung erkennen konnte, welchen mathematischen Gesetzen die Zahlen folgen. Er fand dabei, daß alle 26,2 Tage ein Höchstwert der Elektrisierung der Luft eingetreten war. Dieser Wert stimmt mit dem der Sonnenrotation um die Sonnenachse überein, so daß zweifellos ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Sonnenumdrehung und Elektrisierung der Luft besteht. Auch bei den Aenderungen des Erdmagnetismus stieß man auf diesen Wert, so daß zwischen allen drei Erscheinungen verwandtschaftliche Beziehungen nachweislich sind.

Technik.

Erzeugung und Verbrauch von Nadeln. Wir entnehmen hierüber dem neuen Beiblatt: „Technik und Naturwissenschaft", das der treffliche Handweiser für Naturfreunde „Kosmos", Organ der jetzt 80 000 Mitglieder zählenden gleichnamigen Gesellschaft, seinem übrigen reichen Inhalt bei Beginn des 4. Jahrgangs angegliedert hat: Bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts war es Deutschland allein (daneben nur Spanien in beschränktem Maße), das die ganze Welt mit Stecknadeln und Nähnadeln versorgte. Später gelang es England, nachdem es bei den Deutschen in die Schule gegangen war, diese fast völlig vom Weltmarkt zu verdrängen, den sie sich aber neuerdings energisch zurückerobert haben. Bis dahin fabrizierte England in seinen kolossalen Stahlwerken zu Sheffield, Birmingham und London die größte Zahl Nadeln: 50 Millionen täglich. Gegenwärtig steht Deutschland an erster Stelle, dessen Fabriken (etwa 70 an der Zahl) in Aachen und Burtscheid, Iserlohn, Altena, Schwabach usw. je 200 Millionen wöchentlich erzeugen; dazu kommen Frankreich und die Vereinigten Staaten mit je 150 Millionen wöchentlich. Allein im Aachener Bezirk werden jährlich 700 bis 800 Tonnen Stahldraht zu etwa 4½ Milliarden Nadeln aller Art, im Wert von ungefähr 6 Millionen Mark versandt. Man veranschlagt den täglichen Nadelverbrauch der ganzen Welt auf etwa 200 Millionen Stück.

Die Mode.

Wie wird jeweils die neue Modeart bestimmt? Darüber lesen wir in einem Fachblatt: Der Verein der deutschen Hutindustrie, dem fast alle Hutfabrikanten angehören, versammelte sich am 27. Mai in Hamburg, um die Herbst- und Wintermode festzusetzen. Die einzelnen Fabrikanten senden die von ihnen oder von ihrem Personal entworfenen Musterhüte dorthin. Diese werden zu einer Ausstellung vereinigt und zusammengestellt und auf Grund dieser Ausstellung von Musterhüten bestimmen dann die versammelten Fabrikanten nach den ausgewählten Mustern die Mode für die kommende Saison.

Aehnlich wird auch in anderen Branchen die Mode bestimmt.

Humoristisches.

Väterliche Ermahnungen. „Saufst schon wieder a so, Schorschl? Dös is 's allerschlechtst! Da wirst glei wieder drin sei im Zuchthaus; aus an Süffel wird nie a richtiger Dieb!" (Simpl.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund. Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund"

Nr. 22. Karlsruhe, Samstag den 1. Juni 1907. 27. Jahrgang.

Die geistige Entwicklung beim Kinde.

Von M. H. Baege (Friedrichshagen).

(Nachdruck verboten.)

Der Mensch wird bekanntlich viel hilflofer als das Tier geboren. Ein Hühnchen, kaum dem Ei entkrochen, kann sofort laufen, pickt zierlich Körner und verfehlt im Schnappen nach Fliegen selten die richtige Distanz. Das Menschenkind dagegen liegt hilflos in seinem Bettchen, bewegt zwecklos seine kleinen Glieder und weiß nichts anderes zu tun, als von Zeit zu Zeit durch Geschrei sein Nahrungsbedürfnis kundzugeben. Aber ein reicher Stoffwechsel findet in dem kleinen Köpfchen statt, schon nach einem Jahre hat des Kindes Gehirn die Hälfte seines bleibenden Gewichtes erreicht, mit 2 Jahren sogar schon vier Fünftel desselben, und in Parallele mit dieser rapiden Gehirnentwicklung geht seine geistige Ausbildung rasch vorwärts, und bald hat es geistig das Tier überflügelt.

Ein deutscher Naturforscher, Prof. Preyer, hat vor ca. 25 Jahren die geistige Entwicklung seines Söhnchens genau beobachtet und während dessen drei ersten Lebensjahren ein genaues Tagebuch über alle seelischen Erscheinungen des Kindes geführt. Er betont, daß, wenn sich Kinder auch verschieden rasch entwickeln, doch die Reihenfolge des Auftretens der einzelnen Entwicklungsmomente bei allen gleich sei. Die Beiträge zur Seelenkunde des Kindes, welche der genannte Forscher und andere uns geliefert haben, reichen freilich noch lange nicht, um aus dem Werden der Seele ihr Wesen ganz zu verstehen, tragen aber doch dazu bei, sie in ihre einzelnen Elemente zerlegen zu helfen. Die seelische Entwicklung im Kinde läßt auch Anklänge erkennen an die stufenweise entwickelten seelischen Vermögen im System der Tiere.

Das neugeborene Kind bringt, wie auch jedes Tier, eine Menge der von seinen Vorfahren ererbten geistigen Anlagen mit zur Welt, Anlagen, die es dann durch individuelle Erfahrung weiter ausbildet. Die Seele des Neugeborenen gleicht nicht einer unbeschriebenen Tafel, auf welche die Sinne erst ihre Eindrücke aufschreiben, so daß aus diesen die Gesamtheit des geistigen Inhalts unseres Lebens durch mannigfaltige Wechselwirkungen entstände, sondern die Tafel ist schon vor der Geburt beschrieben mit vielen unleserlichen, auch unkenntlichen und unsichtbaren Zeichen, den Spuren der Inschriften unzähliger sinnlicher Eindrücke längst vergangener Generationen.

Von allen Sinnen ist von der Geburt an der Geschmack am besten ausgebildet, was sich darin kundgibt, daß ein Kind sofort Süßes vom Bittern und Sauren zu unterscheiden vermag. Dagegen muß das richtige Sehen erst sehr allmählich erlernt werden. Der Säugling unterscheidet anfangs nur hell und dunkel, und er braucht lange Zeit, bis er die Farben von einander trennt und richtig benennt. Bekanntlich schielen die kleinen Kinder auch und erlernen erst langsam das Fixieren eines Gegenstandes und damit deutliches Sehen. Zum Unterschiede von dem die Entfernungen der Gegenstände vom Auge sofort nach der Geburt richtig abschätzenden Tiere greift das Kind noch lange fehl, und es erscheint ihm wahrscheinlich das Sehfeld anfangs flächenhaft, bildartig, wie älteren, glücklich operierten Blindgeborenen, die einen solchen anfänglich flächenhaften Eindruck bei sich beobachteten und beschrieben. Auch das Gehör ist beim neugeborenen Menschen weit weniger ausgebildet als beim jungen Tiere.

Von den Bewegungen sind die reflektorischen und instinktiven angeboren. Als reflektorische Bewegungen bezeichnet man solche ungewollten Bewegungen, die durch äußere Sinnesreize hervorgerufen werden. Diese Reflexe erfolgen beim Kinde etwa in derselben Weise, wie beim hirnlosen Tier, nur etwas langsamer. Sie bleiben zum Teil, nämlich wenn sie zum Leben notwendig sind, wie z. B. die Atembewegungen, zeitlebens bestehen, bilden sich aber übrigens mit dem Erstarken der Willenstätigkeit ebenfalls zurück. Als instinktive Bewegungen sind beim Kinde aufzufassen: das Saugen an der Mutterbrust, das Ergreifen und Festhalten der Milchflasche, auch das Zugreifen, wenn man dem Kinde andere passende Gegenstände ins Händchen steckt. Sie erfolgen nicht so regelmäßig und maschinenmäßig wie die Reflexbewegungen, sondern bedürfen eines gewissen Gemütszustandes, den man als Stimmung bezeichnen kann. Von den reflektorischen und instinktiven Bewegungen des Kindes unterscheidet man noch eine dritte Sorte angeborener Bewegungen, die man als impulsive bezeichnet, Bewegungen, die ohne Willen und ohne äußere Sinnesreize entstehen. Dazu rechnet man das Mienenspiel kleiner Kinder, ihr Augenrollen, ihr zweckloses Strecken und Beugen von Arm und Bein usw. Diese Bewegungen treten mit dem Ende des zweiten Lebensjahres, wo der Wille des Kindes seinen Körper zu beherrschen gelernt hat, zurück und verschwinden ganz.

Nachdem das Kind im Anfang des zweiten Lebensjahres gut gehen gelernt und sich durch den aufrechten Gang auch in seiner äußeren Erscheinung über das Tier emporgeschwungen hat, bildet es sich nun, als Hauptbeförderungsmittel seiner geistigen Entwicklung, im Sprechen aus. Schon im zweiten Halbjahr seines Lebens offenbart sich als ein wichtiges Mittel zur Erlernung der Sprache der Nachahmungstrieb. Nach vorgesprochenen Worten spitzt das Kind den Mund, und bald darauf wiederholt es die gehörten Laute. Mit 1¼ Jahr werden einzelne Worte nachgesprochen und mit 1½ Jahr schon kleine Sätze. Am Ende des zweiten Jahres beginnt die freiwillige Satzbildung mit der Verbindung zweier Worte, gewöhnlich einem Hauptwort und einem Zeitwort in der Grundform, z. B. „Minnie artig fein", soll heißen: Marie will artig sein. Auch ein erstes Urteil wird in diesem Alter ausgesprochen, z. B. in dem einzigen Worte: heiß! etwa in Gegenwart der gereichten Milchflasche, was so viel bedeuten soll, wie: „Diese Milch ist mir zu heiß", und mit einer abwehrenden Bewegung wird deren Annahme verweigert.

Anfang des dritten Jahres erscheinen kleine Sätze aus 3, 4 oder 5 Worten, gewöhnlich aus einem Hauptwort, einem Zeitwort in der Nennform und einem Umstandswort bestehend. Sodann folgt der Gebrauch der Verhältniswörter und Geschlechtswörter und die Anwendung des persönlichen Fürworts. Auch der Gebrauch des Zeitworts in den verschiedenen Zeitformen fängt nun an und die Bildung von Begriffen aus Gegenständen, die nur ein oder wenige gemeinschaftliche Merkmale haben.

Dann erscheinen allerhand Fragewörter: Wo? was? welches? In derselben Zeit taucht zuerst das unbestimmte Geschlechtswort „ein" auf. „Ich" sagte das Kind von Preyer zuerst im zweiunddreißigsten Lebensmonat, doch darf man diesem Wort nicht die große Bedeutung beilegen, wie manche Philosophen es taten, in der Meinung, mit dem ersten „ich" sei des Menschen Selbstbewußtsein, sein höchstes geistiges Besitztum, plötzlich erwacht. Das ist ein Irrtum. Das Kind betrachtet anfangs seine eigenen Glieder als merkwürdige, ihm neue Erscheinungen und behandelt sie demgemäß rücksichtslos. Durch die so erzeugten schmerzhaften Empfindungen wird es dann aber gewahr, daß diese Glieder zu ihm gehören, und von da ab betrachtet es die Außenwelt als im Gegensatz befindlich zu seinem Körper, zu seiner Persönlichkeit, d. h. zum eigenen Ich. Dadurch ist ihm, und zwar geschieht das ganz allmählich, das Bewußtsein seiner selbst aufgegangen, was es aber ohne Sprache noch nicht auszudrücken vermag. Es gibt eben auch ein wortloses logisches Denken. Später, wenn das Kind sprechen kann, nennt es sich anfangs so, wie es von anderen Personen angerufen wird und erst noch später, vermittelst einer Abstraktion, so, wie andere sich nennen, nämlich „ich".

Mit der Sprache hat das Kind einen unschätzbaren Gewinn gemacht, indem es mit ihr einen Vorrat von in vielen vorhergehenden Menschengeschlechtern angesammelten logischen Begriffen gleichsam auf einmal erbt. Sie, die Sprache, wird dem Kinde nun auch das Mittel, sein Ursachenbedürfnis zu befriedigen, und es fragt nun mit einer Unverdrossenheit und Unverfrorenheit, daß es den Angehörigen damit direkt zur Last fällt.

Im dritten Jahre bildet sich auch des Kindes Charakter aus, und seine Selbstbeherrschung beginnt als das edelste Glied menschlichen Geistes.

An den Toren Italiens.

(Eine Maienfahrt.)

(Nachdruck verboten.)

Der St. Gotthard ist eine Art Wetterscheide in der Zentralschweiz, und es kann einem oft passieren, daß man in Göschenen bei Regen in den schwarzen Tunnelschlund hineindampft und nach fast halbstündigem unterirdischem Rasen durch den Granitleib des Bergkolosses bei Airolo ins volle Sonnenlicht herausfährt. Zwar spürt man noch nichts von Italiens milden Lüften, wie sehr suggestible Reisende versichern wollen, die den Kopf zum Fenster hinausgestreckt haben; aber das Landschaftsbild ist doch völlig verwandelt. Die grünenden Matten des Reußtales vom Viermaldstättersee bis zum Gotthard sind verschwunden, und graues Steingeröll bedeckt die Berghalden, die in der Höhe noch mit Streifen hartnäckigen Altschnee's geziert sind. Die Dörfer haben schon italienische Namen und die Häuser sind nicht mehr von der Sonne braungebeizte Holzhütten, sondern schmale Steinbauten mit schweren Schieferdächern. Der Holzüberfluß ist einem starken Holzmangel gewichen. Ueberall tritt der Granit an die Stelle des Holzes und die bald nach Airolo beginnenden Rebkulturen haben „Rebstecken" aus dünnen, schmalen Granitplatten. Nach und nach aber, je weiter man in das breite Tessintal hinabkommt, hört das fast unbeschränkte Reich des Gesteins auf. Die Pflanzenwelt sprengt die granitenen Gräber und zahme Kastanien, Akazien und da und dort ein kleiner wilder Feigenbaum künden den Süden an. Die schönen Morgensterne, die bei uns nur in den Gärten gedeihen, schmücken hier in dichten Massen die Wiesen und die niederen Rebenlagen. Immer üppiger wird die Vegetation. Wir fahren an Schluchten vorbei, deren Felsen unter grünem Geranke und blühenden Sträuchern schon ganz verschwinden, und selbst in die tosenden Bäche hängen die vollen Guirlanden. Kaum sind wir an dem düstern Bellinzona, der Hauptstadt des Tessin, mit seiner grauen Felsenburg vorbei, da schimmert es blau in der Ferne. Es ist der Lago Maggiore. Aber das schöne Bild verschwindet wieder und nach einer Viertelstunde fährt durch fruchtbares Bergland leuchtet eine andere Wasserfläche auf. Der Zug hält hoch über der Stadt Lugano und dem Luganer See.

Lugano gehört noch zur Schweiz, aber der Tell, der unten auf der Promenade steht, trägt einen kühnen Hut mit wallenden Federn und ist in Gesicht und Haltung schon ganz Italiener. Die Luganesen könnten sich einen germanischen Hünen, wie er vor dem Rathausturm in Altdorf steht, als Tell und Fürstenmörder nicht denken. Dazu rollt schon zu viel südliches Blut in ihren Adern. Zwar sieht man in dem schönen an dem Berg hinaufgebauten Städtchen noch manchen viereckigen Schweizerkopf, aber die langen dunkeln Gesichter mit schwarzen Haaren und Augen herrschen vor. Im Gehen und Sprechen, in der Kleidung und im ganzen Benehmen hat die Bevölkerung schon jenen kindlichen leichten Sinn, der noch einige Stunden weiter südlich zur naiven Grazie wird, wenigstens bei Kindern und Frauen. Das geschäftige Treiben auf den engen, schlecht gepflasterten Straßen Lugano's mit ihren kühlen Laubengängen ist schon vollkommen italienisch; nur der Schmutz fehlt erfreulicherweise noch. Nicht gerade verschönt wird das Straßenbild durch die zahlreichen, selbstbewußt dahinschreitenden Fremden, deren Deutsch stark nördliche Färbungen aufweist und deren Gedankenaustausch im Interesse des Ansehens deutscher Bildung schon etwas weniger laut gehalten sein könnte.

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ich möchte mir gleich hier einige Galle vom Herzen schreiben. Der Engländer steht im Ruf, in fremden Ländern ein unangenehmer, rücksichtsloser Patron zu sein, so eine Art von abgebrühtem Reisegoisten, der dem gefühlvollen Deutschen und den Reisenden anderer Nationen überall auf die Hühneraugen tritt. Das ist eine Legende. Wenn man von einer Nation und deren Eigenschaften spricht, so geschieht es selbstverständlich immer mit der Reserve, daß eine Anzahl von Einzelpersönlichkeiten nicht zu dem allgemeinen Typus passen. Unter dieser Einschränkung kann man sagen, daß der Engländer zu den angenehmsten und geschicktesten Reisenden gehört. Das Reisen hat sich bei ihm zu einer Kunst entwickelt. Was die Deutschen bei dem Engländer lästig empfinden, das ist nur das Zielbewußtsein seines Auftretens, welches aber niemand stört oder stören muß. Die heutige Art des Reisens in Schnellzügen mit kurzen Aufenthalten, während deren eine Menge von Dingen zu erledigen ist; sodann das fortwährende Zusammensein mit vielen, unbekannten Menschen im gleichen Coupee, auf dem gleichen Schiff, im gleichen Gasthaus, erfordert eine viel größere Konzentration der Gedanken als früher, wo das Reisen im Postwagen auf der „Sebia" in Italien, oder auf dem Maultier im Gebirge noch nicht so „bequem" war, wie in der Gegenwart. Das Reisen ist heutzutage eine der besten Uebungsgelegenheiten für soziale Tugenden. Die hauptsächlichste derselben aber ist: „An sich zu denken, ohne das Interesse des andern zu verletzen." Das verstehen nur die Engländer vorzüglich, indem sie die erste Vorbedingung dieser Tugend erfüllen: Sie schweigen, und was sie zu sagen haben, sagen sie kurz und leise. Was sie zu tun haben, tun sie geräuschlos und rasch. Da ist es denn kein Wunder, daß sie überall bessere Plätze bekommen, als die viel schwatzenden und immer aufgeregten Deutschen. Und dann noch eins. Die Engländer verstehen zu schauen und zu sehen. Sie sind stille Beobachter. Während die Deutschen meist nur neugierig sind, sind die Engländer wißbegierig. Drei Deutsche können mit ihren Ausrufen der Bewunderung über die Schönheit der Gegend der ganzen Reisegesellschaft eines Dampfschiffes die Natur verekeln; noch mehr aber mit dem, was sie in ihrer lauten Weise alles „komisch" finden. Eine dicke Berlinerin z. B. konnte in Lugano die zierlichen Holzpantoffeln der Frauen und Kinder nicht komisch genug finden. „Nu sieh mal hin, Justav, wie komisch, wie furchtbar komisch!" Dabei gibt es für den Sommer nichts praktischeres und graziöseres als diese kleinen Klipp-Klapp-Schuhe. Kurz: Der Deutsche fühlt sich im Ausland als einen Mittelpunkt und sucht möglichst die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der Engländer verlegt seine Aufmerksamkeit nach außen und sucht möglichst viel in sich aufzunehmen.

Und nun wieder zum Luganersee. Er ist der mittlere und kleinste der drei oberitalienischen Seen. Ein vielarmiges Becken, aus dessen blauen Wellen merkwürdige hohe Bergkegel und Felsenmassen emporsteigen, die dem Landschaftsbild ihre charakteristischen Linien geben. Die schroffen Gebirgsformen und die zackigen Felsenkämme sind nur noch selten am Luganer See. Die Berge sind kolossale Einzelhügel. Nur das Becken gegen Osten, dem Comersee zu, zeigt wilde Gebirgsnatur, die aber italienisch gemildert ist durch das farbige, üppige Pflanzenleben an den Ufern. Hoch über dem See, in die Felsen gehauen, führt von Lugano die Straße Porlezza zu. Bald hat man sich durch das Villen- und Pensionsviertel im Schweiße seines Angesichts durchgearbeitet und wandert nun auf schmalem Felspfad leicht dahin. Vor dem Absturz in die tiefblauen Fluten, über denen jagende Fischadler kreisen, bewahrt einem nur ein niederes Mäuerchen, aus dem wilde Feigen- und Olivenbäume herauswachsen. Schillernde Eidechsen huschen über den sonnigen Weg. Zum Zeitvertreib geht einmal eine kleine Geröllawine von der Bergwand nieder, der man springend ausweichen muß. Tief unten auf dem See aber ziehen ruhig die großen, weißen Segel der Barken. Zwischen den Fluten und dem Berg hängt ein Felsennest. Die Häuser sind so dicht aneinandergebaut, daß die Sonne nie die Heimlichkeiten dieser Gassen erblickt. Kühl ist's dort wie in einem Keller, und da wir gerade ein graues Eselein mit einem Fäßlein Wein auf dem Rücken begegnet, so hab ich respektvoll in ein Haus zu treten, damit das graue Brüderlein mich nicht an die Wand drückt. Kleine schwarze Krauskköpfe, mit flatternden Lümpchen um die kleinen braunen Körper, kappern mit ihrem Holzpantöffelchen" verwegen die tollkühn abwärtsfallende Straße hinab. Es ist schon Mittag. Da winkt zur Zeit ein Wirtshausschild: „Osteria al buono vino" — Herberge zum guten Wein. Das läßt sich hören. Die Wirtin, eine höfliche, fette Matrone, führt mich mit so viel Grazie, als es ihres Körpers Fülle noch erlaubt, auf eine kleine Terrasse. Bald steht Chianti und Salami, Gorgonzola und Brot auf dem Tisch. Es soll einmal einer ein köstlicheres Menu aufstellen! Und dazu leuchtet über die roten Dächer und zwischen dem dunkeln Gemäuer hindurch die blaue Seide des Lago Lugano.

A. Fendrich.

Aus fernen Zonen.

Land- und Seestudien.

Von Karl Böttcher (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Kreuz und quer durch Sardinien.

Seit acht Tagen ziehe ich zu Pferd, zu Esel, per Diligence — wie es gerade die Gelegenheit will — auf ganz Sardinien herum. Seit acht Tagen geht es durch tiefe Einsamkeiten, durch unwegsame Felslabyrinte, durch starre Gebirgswildnis. Seit acht Tagen weiß ich, wie gar viel Wahrheit in dem Ausspruch der Frau von Staël liegt: „Ach, das Reisen ist zuweilen ein trauriges Vergnügen!"

Dies umsomehr, weil meine Verkehrsmittel — Pferd, Esel Diligence — sich zumeist im höchsten Grad der Schäbigkeit befinden. . . . Nur zuweilen ein Lichtpunkt, wenn ich auf weit hinausragende Felshöhe von meinem Esel absteige und wir dann miteinander das malerische Panorama der Berge bewundern. —

Endlich mache ich in Oristano Halt — einem Städtchen an der Westküste der Insel.

Viel zog ich die Welt hinauf und hinab — eine gleich traurige Gegend sah ich nimmer. . . .

Träg rollt der Tirso seine trüben Fluten zum Meer. Bevor er sich mit den blauen Wogen mischt, bildet er weithingedehnte Sümpfe, lotige Pfützen, graue Lachen, schmutzige Tümpel, vernebelte Niederungen — braut er einen der berüchtigtsten Fieberherde zusammen.

Die Malaria — hier entschläft sie niemals.

Im brennend heißen Hochsommer, zwischen Juli und Oktober, dürfte kein Fremder ohne Lebensgefahr den Besuch Oristanos wagen. Gegenwärtig ist das Fiebergespenst etwas besänftigt. Zudem tobte gestern ein mächtiger Regenguß herunter. Der breitflutende Tirso beglückte die Moräste mit frischem Wasser.

Sonst aber das ganze Städtchen im Bann des Fiebers.

Selbst zur günstigsten Zeit ist davon etwa ein Fünftel der Bewohnerschaft erfaßt. . . .

Das schwebt über die kleinen weißen Häuser, über die Gärten mit dem spärlichen Baumwuchs, über das großbröckelige Steingeröll, welches an den Sumpfufern hindüstert.

Alles wie in einer Umarmung des Todes.

Je mehr ich herumsteige, desto mehr erscheint mir das ganze Gelände wie ein mächtiges Totenhaus, über das eine auf Halbmast gehißte, riesige Trauerflagge weht, haucht es mich an in kaltem Grauen wie Todesstarre, Kirchhofsruhe, Begrabenwerden.

O, diese sardinische Malaria! . . . .

Wie viel der armen Leute, welche keine Bedürfnisse kennen, keine Ansprüche ans Leben stellen, streckt sie aufs rauhe Lager! . . . . Die Pulse fliegen, die Zähne klappern, der Körper zittert. . . . Dann läßt sie den Kranken wieder aufleben. Er schleicht in den düsteren Straßen umher, als wolle er frischen Atem schöpfen. Bald aber packt sie ihn um so kräftiger und stößt ihn in die Schauer des Deliriums.

So geht es fort — bald schlechter, bald besser, bald wieder schlechter — monatelang.

Ein Bettler schiebt mir die magere Hand entgegen — sie zittert im Fieber. Ein verschlichtertes Kind spielt im Sonnenschein mit funkelnden Steinen — es bebt im Fieber. Ein kleiner Hochzeitszug schreitet daher — im gelblichen Gesicht der Braut Spuren des Fiebers.

Jetzt fasse ich einen Kranken schärfer ins Auge . . .

Sein Schritt — ein schattenhaftes Schleichen; die Wangen — erdfahl und ausgemergelt und übertüncht von Hunger und Entbehrung; das Auge — bald unheimlich flackernd, bald glanzlos ermattet. Die ganze Jammergestalt eine schlotternde, tiefergreifende Rhetorik des Leids. Wem der Todesengel sein Siegel aufdrückte — er sieht so aus.

Ha, wenn dieser arme Teufel von seiner fieberverpesteten Meeresküste plötzlich in ein frisches Alpenial versetzt würde, wo von glitzernden Firnen die reine Bergluft bläst! Oder versetzt würde hinein in das Wipfelrauschen des tannenduftigen Schwarzwaldes! Wie würden sich seine Lungen weiten! Wie würden Rosen erblühen auf den eingesunkenen Wangen!

Nun hockt er nieder am Weg. Ich rede ihn an.

„Wie gehts, Signore?"

Trüb schlägt er die Augen zu mir empor. Dann spricht er langsam mit zitternder Stimme:

„Ringrazio, Exzellenza — miserabel."

„Wie lange plagt Sie schon das Fieber?"

„Ach — das hat mich — seit elf Monaten — in den Krallen."

„Aber warum gehen Sie nicht fort von Oristano, in eine bessere Gegend, in bessere Luft?"

„Ah, Exzellenza — ich von meiner Heimat fort — von meiner schönen Heimat — nein — nein —"

Der Gedanke, daß er seine „schöne Heimat" verlassen sollte, hat ihn ganz erregt. . . . .

Nun denn, so bleib da! Ich verlasse dein vermaledeites Fieberloch um so lieber. Trotzdem — auch zwischen den von Malaria umlagerten Baracken steckt ein flüchtiges Quantum Glückseligkeit. Ganze Schwärme vom Himmel geschenkter Kinder jubeln herum; der rote sardinische Feuermein perlt in den Gläsern; frische Mädchenstimmen, die den Weg so wohl zum Herzen finden, erklingen vom Balkon, während ich den Strand entlang schlendere.

Auf der Felshöhe ein hochaufragender Leuchtturm. . . .

Ich trete ein. Nach den finsteren Eindrücken eine angenehme Abwechslung.

Von dem Turme durchmißt mein Blick die nach Spanien hin gedehnte Spiegelfläche des Mittelmeeres. Mir zur Seite, nach Nord und Süd, die ungeheuren, grauverschwimmenden Gebirgskulissen Sardiniens.

Wie wohl dieser Ausblick tut! . . . Ach, daß solche Horizontweite für die Insel nur eine geographische ist — keine geistige!

Der Leuchtturm-Wächter tredenzt mir aus seiner Kürbisflasche einen famosen Weinschluck.

„Prosit, Alter!" . . . . Ha, das schmeckt!"

Auf dem dicken Tisch liegt das offene Leuchtturmtagebuch mit seinen grauen Blättern. Ich lese den in groben Zügen geschriebenen Bericht der letzten Wache:

„Nachts zwei Uhr. Sturm aus Nordwest. Schiff in hoher See." —

Keinem Ort Sardiniens kehre ich leichteren Herzens den Rücken als Oristano. Wie er jetzt am Horizont versinkt — es verlohnt kaum der Mühe des Umdrehens.

Ich wende mich nach Süden. Zuweilen geht es die Meeresküste entlang. Im Weiterziehen beständig landschaftlicher Szenenwechsel: sumpfige Ebene, weitgeschwungene Talsenkungen, schöngezeichnete Bergsilhouetten.

Und immer tiefe Einsamkeit. Nirgends ein Rauchwölkchen, das von einem vergessenen Dörfchen aufsteigt.

Später begegne ich Zollwächtern, die mit ihren langen Flinten die Küste auf und ab streifen, damit nichts aus dem Meere herausgeschafft wird; begegne ich Schafherden, deren Hüter zum Schutz gegen das Fieber in dicken Pelzen stecken. . . .

Endlich erreiche ich die Gegend von Iglesias.

An der Berglehne mächtige Schornsteine, Rauchsäulen gen Himmel stoßend. Aechzende, schnaubende, pustende Maschinen in hohen, von der Sonne umstrahlten Gebäuden. . . .

Hier der Hauptdistrikt der berühmten sardinischen Bleibergwerke.

Ich besuche das bedeutendste: Monteponi. Der liebenswürdige Direktor der Grube ist mein Führer.

Zuerst eine „Auffahrt".

Wir schweben hinunter in den Granitschacht . . . schweben hinunter. . . . Bum, bum . . . bim, bim arbeitet verhallend die große Maschine über uns, an deren breiten Riemen unser primitiver, lehmfarbiger Fahrstuhl hängt; . . . schweben hinunter — gluck, gluck sickert und trieft das Wasser an den engen Felswänden; . . . schweben hinunter — gewölbte „Stollen" zweigen ab, im Vorüberfahren düster beleuchtet von unsern flackernden Oellampen; . . . schweben hinunter, indes es wärmer und wärmer wird; . . . . schweben hinunter durch allerhand aufeinander gestütztes, ineinandergekeiltes Gebälk; . . . schweben hinunter in echolose Einsamkeit — fern den menschlichen Bezirken; . . . schweben hinunter in schaurige Oede, maßlose Stille; . . . schweben hinunter — zweihundertneunzig Meter tief. . . .

Jetzt — Halt!

Nun „tief unter der Erd'" — in der tiefsten Tiefe Sardiniens!

Wir schreiten einen in gelben Fels gehauenen, weithingestreckten „Stollen" entlang. Die hochgehaltenen Lampen beleuchten wasserüberrieseltes Gestein. Glatte Furchen, in denen Dynamit sprengte, werden sichtbar. Schmale Bleiadern funkeln herunter. Hie und da glüht ein Bergkristall auf wie ein mächtiger, glitzernder Diamant.

Menschliche Tätigkeit ruht jetzt in diesem „Stollen". Stemmeisen sind tief in den Felsen gebohrt. Schwere eiserne Klopfer liegen beieinander. Man hat „Schicht" gemacht. —

Jetzt wieder aufwärts. . . .

Plötzlich ein Glockensignal. Der Fahrstuhl hält vor einem abzweigenden Stollen.

„Giuseppe!" ruft der Direktor hinein in die Finsternis.

Ein alter, weißbärtiger Arbeiter tritt in den Leuchtkreis der Oellampen. Der Direktor wechselt einige kordiale Worte mit ihm.

Im Weiterfahren erzählt er mir, daß dieser Alte unter den Bergleuten den höchsten Lohn erhält: dreieinhalb Lire per Tag (etwa 2,50 Mk.). Dabei hat er nichts zu tun, als sich zwölf Stunden lang in dem finsteren Gang aufzuhalten und die vorüberfahrenden Kameraden zu inspizieren. Als er vor kurzem auf diesen vielbeneideten Ruheposten gestellt wurde, zündete seine Frau zwei große Dankeskerzen für die Madonna an.

Die Lohnverhältnisse der Bergleute? Sie bewegen sich pro Tag von vierzig Centesimi (80 Pf.), was zwölfjährige Knaben erhalten, welche Steine sortieren, bis zu drei Lire fünfzig Centesimi für altbewährte Arbeiter. — —

Alles in allem — Sardinien ist ein Land, das noch ein paar Jahrzehnte nachhinkt, ein Land des Nachtrabs. . . .

Die Einrichtungen der wenigen Eisenbahnen — im Nachtrab. Die kommunalen Verwaltungen — im Nachtrab. Der Postverkehr — im Nachtrab. . . . So etwa ein „Reich" in Reih und Glied mit manchen Provinzen der Türkei und ähnlichen schönen Gegenden.

Hei, das wäre etwas für finstere Geister, welche dem Fortschritt der Menschheit gern in die Radspeichen fallen wollen!

Möchten für Sardinien bald neue Morgenröten erstrahlen, neue Gestirne heraufsteigen: Wohlstand, Freiheit, Aufklärung!

Ach, daß das Licht solcher Sonnen sich so langsam verbreitet!

Der Strauß.

(Nachdr. verb.)

Auf fast allen Sandhügeln der Wüste wächst eine Kriechpflanze in großer Menge, die eine kürbisförmige und stachelige Frucht trägt. Sie wird von den Eingeborenen Nara genannt und ist außerordentlich schmackhaft. Sie ist in der Größe einer Rübe gleich. Ihr dunkelgelbes Fleisch gewährt das appetitlichste Gericht, das in der Wüste zu finden ist. Während etwa dreier Monate im Jahre essen die Eingeborenen fast nur diese Frucht.

Doch nicht nur für die Menschen, auch für fast sämtliche Tiere ist sie eine Wohltat. Zu der Zeit nun, wo die Frucht im Ueberfluß vorhanden ist, trifft man auf der Ebene von Narib in großer Menge den Strauß an. Er bewohnt einen Teil von Afrika, dehnt aber seinen Aufenthalt im Westen nicht über die arabischen Wüsten hinaus. Im indischen Archipel wird die Familie, welcher der Strauß angehört, durch den Casuar repräsentiert, in Australien durch den Bastardstrauß. Beim männlichen Strauß sind die unteren Teile des Halses und der übrige Körper mit dunkelschwarzen und weißgefärbten Federn bedeckt, die jedoch nur dann sichtbar werden, wenn er das Gefieder sträubt. Die Farbe des Weibchens spielt ins Graue oder Graubraune, mit leichten weißen Flecken. Bei beiden Geschlechtern sind Flügel und Schwanzfedern von blendendem Weiß. Der ausgewachsene Strauß ist sieben bis acht Fuß hoch; dem entsprechend ist auch sein Gewicht, das zwei bis dreihundert Pfund beträgt. Seine Stimme gleicht so sehr dem Brüllen des Löwen, daß sogar die Eingeborenen sich bisweilen täuschen lassen.

Die Muskelstärke des Straußes ist außerordentlich groß. Mit einem Schlage seines Fußes tötet er jeden seiner Feinde, wenn er sich zu nahe wagt. Sein Schnabel ist hart wie Kiesel, sein Hals äußerst muskulös; es ist daher leicht erklärlich, warum man so oft die Leichname von Schakalen in der Nähe seiner Brutplätze findet. Die Schnelligkeit seines Laufes ist so groß, daß er fast immer die besten Pferde hinter sich läßt. Der Strauß legt etwa eine Meile in drei Minuten zurück. Seine Füße scheinen kaum den Boden zu berühren, mit einem einzigen Schritte durchmißt er einen Raum von vierzehn oder fünfzehn Fuß. Was ihm vor allem eine große Ueberlegenheit im Laufen gewährt, ist die Schwierigkeit, ihn außer Atem zu bringen.

Die Nahrung des wilden Straußes besteht aus Körnern, Knospen und Schößlingen verschiedener Pflanzen und Sträucher. — Während der heißen und trockenen Jahreszeit kommt er täglich heerdenweise ans Wasser, um zu trinken. Wenn er sich einer Quelle naht, scheint er förmlich betäubt zu sein. Er weicht selbst vor dem Jäger nur schrittweise zurück. Wie der europäische Auerhahn hat auch der Strauß mehrere Weibchen. Eine feststehende Brutzeit scheint er nicht einzuhalten, denn man findet von Juni bis Oktober Eier in seinen Nestern. Jedes Weibchen legt 12 bis 16 Eier in ein Nest, das nur in einer Vertiefung im Sande besteht. Das Männchen und das Weibchen brüten abwechselnd die Eier aus. Ist die Legezeit vorbei, so beginnt der Vogel mit unter sich gezogenen Beinen zu brüten. Sieht er einen Menschen an sich herankommen, so flieht er nicht, sondern streckt seinen langen Hals auf dem Sande aus, ohne Zweifel, damit man ihn nicht bemerken solle. Hier stammt wohl die Fabel her, daß der Strauß den Kopf in den Sand stecke, wenn er einen Jäger bemerkt, um so den Blicken desselben zu entgehen. Die Tatsache, welche man auf Rechnung seiner Dummheit setzt, gibt Zeugnis von seiner Klugheit und Mutterliebe. Sobald die Jungen, die die Größe kleiner Hühner haben, die Schale durchbrechen, sind sie imstande, ihrer Mutter zu folgen, von welcher sie noch einige Zeit hinsichtlich ihrer Nahrung abhängig sind.

Die weißen und schwarzen Federn der Strauße bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Schon bei den alten Aegyptern waren Eier und Federn dieses Vogels sehr begehrt und bildeten einen Teil des Tributs, der den Völkerschaften auferlegt war, in deren Gebiete der Strauß lebte.

Die Damaras und Beschuanas verfertigten aus den schwarzen Straußfedern Sonnenschirme, um ihren Teint zu konservieren. Es ist ein sonderbarer Anblick, einen Wilden zu sehen, dessen Haut, dick wie Rhinocerosleder, in der Farbe mit einem Stiefel rivalisieren könnte und der seinen Teint mit einem Sonnenschirm schützt!

Einige Stämme des südlichen Afrikas benutzen auf ihren Jagden ähnliche Sonnenschirme, um die Aufmerksamkeit wilder Tiere abzulenken.

Der Strauß lebt in Herden, merkwürdigerweise mischen sie sich niemals unter Vögel, während man sie oft mit dem Zebra, dem Springbock und dem Gnu zusammen sieht. Er gleicht viel den vierfüßigen Tieren: durch seine starkgegliederten Beine, seine husartig gespaltenen Füße, und das Fehlen jenes schiffschnabelförmig hervorragenden Brustbeins, welches allen Vögeln eigentümlich ist. Wenn man ihn mit dem Kamel vergleicht, so wird die Aehnlichkeit noch auffallender. Beide Tiere haben an der Brust schwielige Verhärtungen, auf welche sie sich beim Niederlegen stützen. Ebenso ruhen sie in gleicher Weise am Boden. Beide Tiere sind imstande, sich von der spärlichen und sonnenverbrannten Vegetation der Wüste zu ernähren, ihre Ausdauer gegen den Durst, wodurch es ihnen möglich wird, große Einöden zu durchstreifen, läßt die Aehnlichkeit tatsächlich nicht so eingebildet erscheinen, wie auf den ersten Blick. Die Griechen und die Römer nannten den Strauß auch „Kamelvogel".

Dr. Sch.

Wie man in China beerdigt.

(Nachdr. verb.)

Ein chinesisches Begräbnis ist stets eine Sache von allergrößter Wichtigkeit für die Hinterbliebenen, umsomehr, als jeder Sohn des Reiches der Mitte, mag er auch noch so arm oder noch so reich sein, zweimal bestattet wird. Das erste Mal unmittelbar nach seinem Tode in der Wohnung seiner Angehörigen, das zweite Mal öffentlich auf dem Friedhofe. Es scheint, daß diesmal umgekehrt zum sonstigen Gang der Dinge die Doppelzeremonie vom ärmeren Volk auf die reicheren Klassen übergegangen ist. Dabei war die Not die Mutter einer Tugend. Man hält es nämlich für ein schweres Vergehen gegen die Kindespflichten, den Leichnam verstorbener Eltern oder Verwandter ohne öffentliches Geleite dem Grab zu übergeben. Nun tritt aber das Lebensende auch an den Chinesen sehr oft heran ohne Rücksicht auf den jeweiligen Stand der Geldverhältnisse. Sterbekassen gibt es in China noch nicht, und so wartete man früher meistens so lang mit dem Begräbnis, bis auf irgend eine Weise Geld beschafft war, was öfters monatelang dauerte. So hat sich eine drei- bis viermonatliche Wartezeit zwischen den zwei Begräbnissen überall eingebürgert, und was früher harte Notwendigkeit war, ist jetzt geradezu guter Ton geworden, von dem der an Zeremonien so streng haltende Chinese unter keinen Umständen abgeht.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Tode wird die Einsargung der Leiche vorgenommen und zwar in Gegenwart aller Familienmitglieder und Freunde des Verblichenen. Der Bonze mit seinen Gehilfen beschwört durch Gebete und sehr leidenschaftliche Zeremonien die zwei oder drei jedem Chinesen innewohnenden Geister. Um denselben das Ausfahren zu erleichtern, werden allerlei fette Speisen im Zimmer aufgestellt, mit denen der Bonze sie herauszulocken versucht. Ist der günstige Moment gekommen, so beginnen auf ein Zeichen des Priesters sämtliche anwesende Frauen ein Schmerzensgeschrei, so daß die durch die energischen Beschwörungsformeln bereits mürbe gewordenen Geister eiligst das Weite suchen. Der eine schwingt sich zum Himmel empor, der andere fährt zur Unterwelt. Schnell werden verschiedene, bereitgehaltene Briefe an die Götter zur Post gegeben, d. h. sie werden auf dem Hausaltar verbrannt, und mit befriedigter Miene erklärt der Bonze nach kurzer Zeit den Anwesenden, daß die beiden Geister von den Göttern jetzt zurückgehalten werden. Bei ärmeren Leuten setzt sich, weil sie einen solchen Exorcismus nicht bezahlen können, auf den Befehl des Bonzen der böse Geist in einem Kleidungsstücke fest, aus welchem er dann durch kuragiertes Ausklopfen herausgetrieben wird. Der dritte Geist bleibt bei dem Toten und bewahrt seine Leiche gegen Mißgeschick. Nun wird die Leiche in dem übrigens ziemlich schmucklosen weißen Sarge ganz mit Kalk bedeckt. Alle Fugen werden sorgsam mit Zement verkittet, damit der Verwesungsgeruch nicht herausdringen kann und der Sarg in irgend einer Räumlichkeit des Hauses niedergesetzt.

Bei dem nach mehreren Monaten stattfindenden öffentlichen Begräbnis, dessen Tag durch ein halbdutzend Wahrsager als günstigster Termin bestimmt wird, erscheinen die geladenen Gäste, sämtlich in Weiß, der chinesischen Trauerfarbe, die Männer mit unrasierten Köpfen. Der Trauerzug setzt sich in Bewegung, nachdem die Gäste mit Tee und Früchten bewirtet worden sind. Voran ziehen die Träger der Gedächtnis-